Tribüne

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 6: **Bauen und Formen mit Kunststoff - Das Lebenswerk von Pierre Jeanneret**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fragment

Mehrfache Nutzung

Wie war die Dutschke-Veranstaltung – ohne Dutschke – in der Zürcher Universität verlaufen? Mit Spannung las man es in der Morgenausgabe der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 29. April. Leise lächelnd nahm man besonders die Hörsaal-Frage zur Kenntnis: die Aula war der «Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich» verweigert worden mit der Begründung, sie sei für festliche Anlässe reserviert, und der zugeteilte Hörsaal 101, der größte Saal im ersten Obergeschoß, erwies sich dann als zu klein. – Leise lächelnd deshalb: in der Tasche hatte man schon die Einladung zum Kolloquium «Das Krankenhauswesen» für Dienstag, 30. April, Universitätsgebäude, Aula. «Wenn ich bei diesem festlichen Anlaß das Wort ergreife ...» – so, nahm ich mir vor, werde ich mein vorgesehenes Votum beginnen.
Aber wir hatten das Gedächtnis der Universität unterschätzt. Das am 26. April Versagte konnte sie am 30. April nicht gewähren. Am Eingang empfing uns eine Tafel: «Das Krankenhauswesen: Hörsaal 101». So blickte man also für einmal nicht auf den braunroten Marmor, dessen Geäder so unangenehm in das Wandbild hineinspielt, sondern auf eine nüchterne Wandtafel. Gerne hätte ich noch erfahren, was passiert wäre, wenn der Hörsaal auch für uns zu klein gewesen wäre. Aber die letzten, verspäteten Zuhörer fanden gerade noch auf den letzten Klappsitzen Platz. Und folgendes hätte ich auch noch gerne gewußt: Wie lange will die Universität ihrem neuen Prinzip treu bleiben und gleichzeitig die These vom Raummangel propagieren? L.B.

Hochschulen

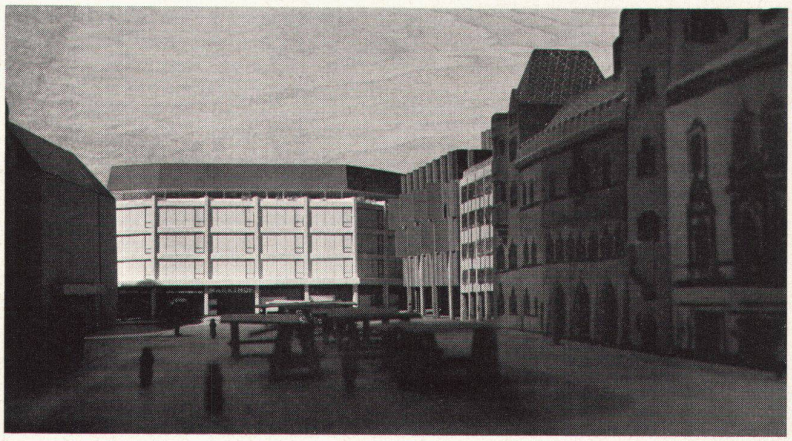
Offener Brief an die Dozenten und Studenten der Hochschule für Gestaltung in Ulm

In einem kritischen Augenblick haben Sie es unternommen, für die Unabhängigkeit der Hochschule für Gestaltung zu kämpfen, und wir möchten Sie dabei unserer wärmsten Sympathie und Unterstützung versichern. Wir haben auch in der Schweiz mit Bestürzung verfolgt, daß die Bundesrepublik und das Land Württemberg-Baden die – gewiß nicht hohen – Zuschüsse an den Betrieb Ihrer Schule gestrichen haben.
Die HfG hat weit über Deutschland hinaus ihre Bedeutung als erste Gestalterschule mit einer rein industriell-designerischen Konzeption. Sie hat sich – besonders in ihrer Anfangsphase – als fruchtbares Experimentierfeld und als ein Sammelpunkt fortschrittlicher Ideen auf diesem Gebiet bewährt. Der Fortbestand einer unabhängigen HfG Ulm liegt allen am Herzen, die sich mit der Gestaltung der menschgemachten Umwelt befassen; er liegt aber auch im wohlverstandenen Interesse der europäischen Wirtschaft, die langfristig auf eine formal konkurrenzfähige Produktion angewiesen ist. Ihre Aktion zur Wiedergewinnung der Unabhängigkeit der HfG verdient daher die Aufmerksamkeit weitester Kreise.
Lassen Sie uns diese Unabhängigkeit so definieren, daß damit weder der drohende Anschluß an eine Ingenieurschule noch die bloße Erhaltung des unmittelbar vorangegangenen Zustandes gemeint sein kann. Die künftige HfG muß ein unabhängiges Forum werden, das offen an den Strömungen und Diskussionen auf dem Gebiet der Gestaltung teilnimmt und das weder außen noch innen Intoleranz, Egoismus, Routine oder das Ausruhen auf alten, verblassenden Verdiensten duldet. Für diesen Kampf um wahre Unabhängigkeit wünschen wir Ihnen Kraft und Durchhaltevermögen.
Für den Zentralvorstand BSA
H. v. Meyenburg, Obmann
Für den Zentralvorstand SWB
P. Steiger, 1. Vorsitzender
Zürich, 5. April 1968

Tribüne

Bauen und Erhalten II

Sterbende Altstädte – sterbende Zentren
Die kostbarsten Räume einer Stadt fordern die besten Kräfte. Ein gesunder Stadtorganismus, der im Zentrum am stärksten durchblutet ist, setzt hier auch seine besten schöpferischen Leistungen. Dies wurde, solange die Stadt bis ins 19. Jahrhundert organisch wuchs, nie in Frage gestellt. Die Frucht dieser Entwicklung haben wir schätzen gelernt und die mit Kostbarkeiten durchwobenen Stadtteile zur Altstadtzone erklärt, damit willkürlichen Veränderungen Schranken gesetzt werden.
Es fragt sich aber, ob als Schutz einschränkende Reglemente genügen. Ob man dadurch nicht gerade das gegenteilige Klima fördert und damit jene Kräfte tötet, die einst schöpferische Höhepunkte gebaren. Wer die Vorschriften der Altstadtzonen liest, hat den Eindruck, daß Spitzenleistungen der Gegenwart hier nicht mehr erwünscht sind. Damit fliehen aus dem Zentrum einer Stadt die aktiven Interessen, es tritt auch geistig gesehen eine Entblutung ein. Wenn Prunet, Chefarchitekt der historischen Denkmäler in Paris, für die Sanierung der Stadt Sarlat primär für eine wieder wachsende Einwohnerdichte eintritt (vgl. «Schweizerische Bauzeitung», Nr. 18, 1967) dann fordert Alexander Mitscherlich, Frankfurt am Main, größere Freiheit für private Entscheidung («Bauen + Wohnen», Nr. 3, 1968), damit die ursprüngliche Gemeinschaft einer Altstadt an ihr interessiert bleibe. Allein, wo bleiben die privaten ursprünglichen Kräfte? Vergeblich versucht man – und dies wäre zur Erhaltung der Altstadt wichtig –, die Abwanderung des Kleingewerbes und dem damit verbundenen Wohnzweck von individuellen Handwerkerfamilien zu verhindern. Ein neues Geschäftsleben höhlt die historische Substanz aus und vernichtet sie, wie Schlienz, Oberbaudirektor von Regensburg, feststellt («Schweizerische Bauzeitung», Nr. 18, 1967).
Damit sind wir an einem Punkt angelangt, wo eine Kritik an der Neubauplanung, also am Objekt selbst, für den Basler Marktplatz mit seinen mittelalterlichen und Renaissancezeugen verunmöglicht wird. Denn wer will trotz wirtschaftlichen Nachteilen ernst machen und dieses bereits durch Kaufhäuser stark durchsetzte Altstadtzentrum durch auf den ursprünglichen Organismus abgestimmte Wohnbauten gesunden lassen? Man versucht zwar, in den Kaufhausfassaden den alten Parzellenrhythmus nachklingen zu lassen. Die betonte Unterteilung der Fassade, die irgendwie «organische» Strukturen mit der «mechanischen» Konstruktion der Gegenwart verheiraten soll, täuscht nicht darüber hinweg, daß die Aufgabenstellung an den Architekten für diesen Platz grundlegend falsch ist. Die Einsichten auf Tagungen des Städtebaues und der Denkmalpflege sind groß; wie weit sind wir aber allein aus Gewinnsucht von richtigen Realisierungen entfernt! Aus der kompakten, in vielfältigsten Zellen pulsierenden Altstadt wird eine Schleuse für Kommende und Gehende, die durch das getötete Etwas tatsächlich hindurchgeschleust werden, sei es nun durch «raffiniertes» Einbahnsystem, Blaue Zone usw. Letztere deckt sich nicht nur in Basel fast genau mit der Altstadtzone.
Wir erleben hier bis ins Detail äußere Zeichen eines Prozesses, den man, geschichtlich gesehen, in drei große Phasen teilen kann. Die umschlossene Stadt



1



2



3



4

1
Der Marktplatz Basel wird zum Kaufhausplatz

2
Rümelinsplatz Basel. Neubau in der Altstadtzone: Gesichtslosigkeit macht sich breit

3
Utengasse Basel. Neben dem barocken Nachbarn die Gegenwart ohne Selbstbewußtsein, mit im Detail plump versagendem Anpassungsversuch

4
Pfluggasse Basel. Das Kaufhaus «Domus» im engen Altstadtmilieu gibt sich als das, was es ist. Ein gelungenes Beispiel außerhalb der Fittiche einer offiziellen Altstadtzone.

des Mittelalters wurde zur aufbrechenden Stadt durch den Fall der Stadtmauern und zur fliehenden Stadt mit den sterbenden Zentren der Gegenwart. Es muß das Bestreben der Denkmalpflege und der Stadtplanung sein, will letztere in diesem Auflösungsprozeß ihren Namen nicht zum Spott tragen, der dritten Entwicklungsstufe entgegenzuarbeiten. Was ist da trotz den wirtschaftlichen Bremsblöcken, die sich vielleicht schon bald als sehr kurzlebige Gewinnchancen entpuppen werden, erreichbar? (Man denke auch an die Belastungen des öffentlichen Verkehrs durch Kaufhäuser im Zentrum!) Es fällt auf, daß die Talente fast nur mehr durch Wettbewerbe angefeuert werden, die für die Peripherie der Städte ausgerufen werden. Sollte man aber nicht überhaupt die Altstadtzone zur Wettbewerbszone machen?

Erhaltungswille kann nur mit schöpferischer Regsamkeit gepaart werden. Wir müssen uns nicht nur mit Qualitätserhaltung begnügen; sie ist Utopie, wenn wir nicht um Qualitätsvermehrung ringen, um die Wertdichte des Zentrums zu erhalten. Eine Lücke in der Altstadtzone muß durch ein sich einfügendes, gebendes Element, nicht durch ein eingefügtes passives Element geschlossen werden. Eine vorstellungsreiche Umgebung bedarf auch vorstellungsreicher neuer Kräfte. Wenn wir pessimistisch Akzentbereicherungen in Altstadtzonen unerfüllbar finden, aus welchen Gründen? Weil es an wahren, taktvollen Talenten mangelt oder weil man chorbereichernden Stimmen von vornherein keine Chance mehr gibt? Dort, wo in Altstadtzonen wie zum Beispiel für das St. Alban-Tal in Basel doch Wettbewerbe ausgeschrieben werden, verliert ein junger, schöpferischer Architekt durch die (gewiß gutgemeinten) Bestimmungen die Lust, mitzumachen. «Die Stockwerkshöhen und die sichtbaren Fassadenwände sind dem maßstäblichen Charakter der historischen Bebauung anzupassen. Alle Bauten müssen steile Satteldächer mit Dachvorsprüngen und einer Neigung von mindestens 45 Grad aufweisen. Über dem obersten Vollgeschoß kann ein Dachgeschoß ausgebaut werden; in diesem Fall muß die Hauptdachneigung stärker sein, und die Ausbauten sind mit Schleppdächern zu versehen. In den Fassaden dürfen weder Balkone noch Erker oder Risalite erstellt werden. Bei der Fenstergestaltung ist auf den historischen baulichen Charakter Rücksicht zu nehmen. Fassadengestaltung, Materialwahl und Farbgebung sind von der staatlichen Heimatschutzkommission respektive ... von der öffentlichen Denkmalpflege zu genehmigen.» («Basler Nachrichten», Nr. 104, 1968). Wären diese Bestimmungen schon im 19. Jahrhundert erlassen worden, so wäre zum Beispiel ein Melchior Berri mit seinen Ideen durchgefallen, obwohl wir ihn heute auch zu den bereichernden Kräften zählen. Wenn sich in den Altstadtzonen eine Gesichtslosigkeit wie zum Beispiel auf dem Rümelinsplatz in Basel breitmacht, dann kann der Architekt aus der Situation ähnlicher Bestimmungen heraus für sein Produkt die Hände in Unschuld waschen.

Alle bemühen sich, und alle sind unschuldig, wenn die Ergebnisse nicht doch so sind, wie man es erwünschen würde. Für die Altstadt Basel entwickeln sich typisch drei Zonen: 1. Gebiete wie Schneidergasse, Andreasplatz, Imbergäßlein oder Kleinbasler Milieus, die sich entvölkern, verwahrlosen und in denen sanitär die entsetzlichsten Zustände herrschen. Dem Verfasser sind sie durch Bauaufnahmen wohl bekannt. 2. Gebiete, die sich in Kaufhauszonen verwandeln; und 3. Büroviertel, Amtsviertel; man blicke zum Beispiel durch die Fenster des Münsterplatzes. Die tausend gleichen Geranien von Fensterachse zu Fensterachse lassen lachen und weinen zugleich.

O. Renkrib